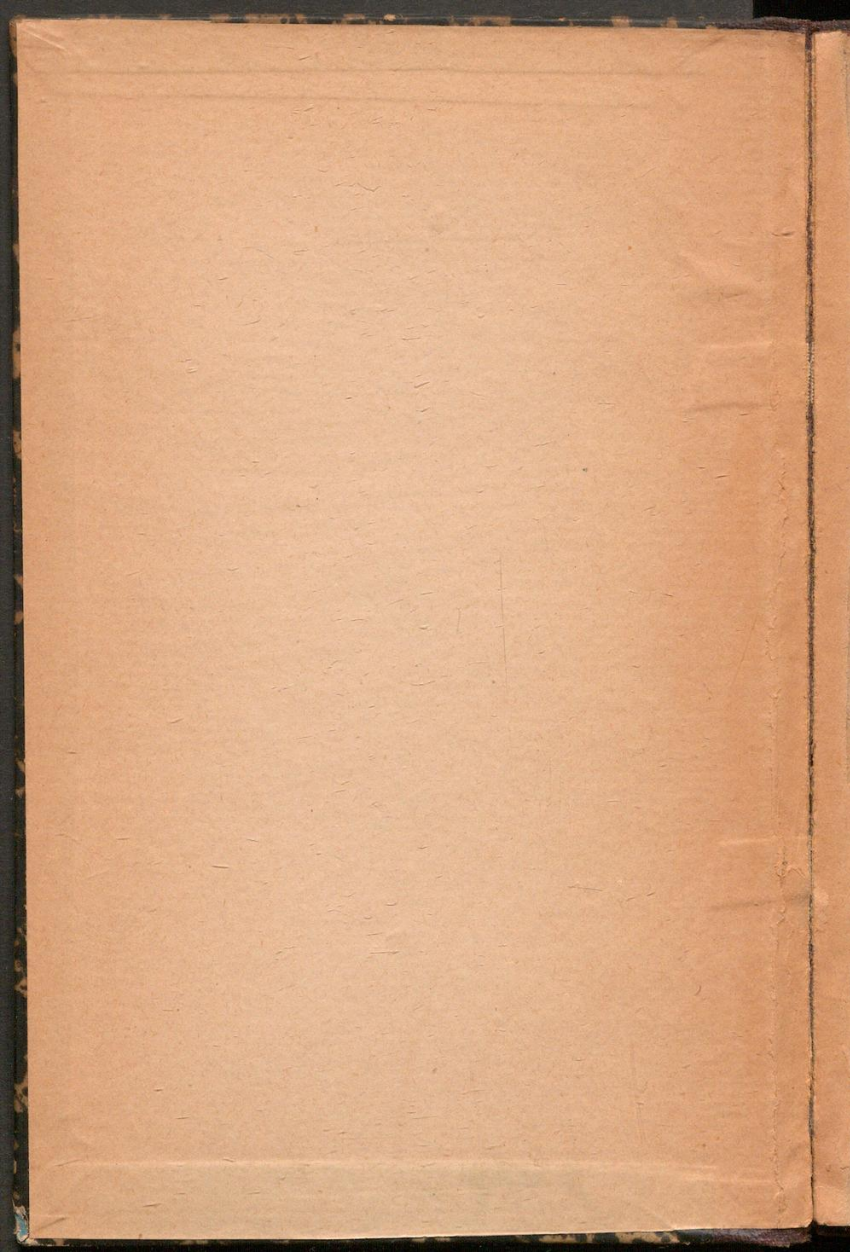


Wiener Stadt-Bibliothek.

5171

A



Politisch = moralisches
Glaubensbekenntniß
eines Bürgers,
aus dem neunzehnten Jahrhundert.



W J E N,
bey Sebastian Hartl, burgerl. Buchbinder in der
Singerstrasse neben St. Stephans Thor.

1 7 8 1.





Ich glaube an einen Einigen, unendlichen,
anbetenswürdigen Gott, Schöpfer, Erhalter,
und Regierer der Welt — in quo vivimus, move-
mur & sumus.



Ich glaube, daß alle Menschen der Erde
Brüder sind, und daß Gott keinen andern Unter-
schied zwischen seine Kinder gesetzt hat, als Tugend
und Laster.



Ich glaube, daß meine Religion die beste ist,
weil sie sich am wenigsten mit Streitsägen abgiebt,
und sich vorzüglich auf eine einfältige reine Mo-
ral gegründet, worüber alle vernünftige Nationen

einverstanden sind, und die in allen Theilen der Erde sich ähnlich ist.



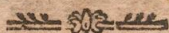
Ich glaube, daß das Wesentliche der Religion, welche Gott von den Menschen verlangt, in den zween Grundsätzen besteht: Liebe Gott und deinen Nächsten!



Ich glaube an die Toleranz; und daß die Glaubensverfolgung die abscheulichste Geißel der Erde ist, nach der Pest, der Hungersnoth, dem Krieg, und den Blattern.



Ich glaube, daß der Fleiß, die gesellschaftliche Tugend, und gute Sitten weit gedeichlicher sind, als Religionsdisputen, und daß ein tugendhafter und gerechter Samojede bey Gott besser angesehen ist, als ein erbitterter und spitzfindiger Doktor.



Ich glaube an die Rechte der Herrschaft, der Gesetze und des Staats.



Ich glaube, daß unter allen Regierungsarten diejenige die rechtmäßigste und heilsamste ist, wo die Menschen blos unter dem Gesetze stehen.



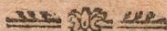
Ich glaube, daß sich die Gesetze nicht besser ausdrücken können, als durch den Willen eines gerechten und tugendhaften Regenten.



Ich glaube, daß das, was ich unter dem Schutze der Gesetze erworben habe, mein Eigenthum; und daß mein Eigenthum ein Heiligthum ist, welches ich mit meinem Blut zu vertheidigen schuldig bin.



Ich glaube, daß ich schuldig bin, einen Theil meines Erwerbs und meines Genusses zur Erhaltung



lung der allgemeinen Gesellschaft, das ist, zu den Bedürfnissen des Staats, herzugeben, es sey unter dem Namen Steuer, Tax, Mauth ic.



Ich glaube, daß meine und meiner Familie eigene Sicherheit nur in der allgemeinen Sicherheit beruhe, und daß ich folglich verpflichtet bin, mich vor diese letztere mit meinem Vermögen und Leben zu stellen.



Ich glaube, daß der Lehrsatz, man sey einem schlimmen Regenten keinen Gehorsam schuldig, und man dürfe sich am Leben eines Tyrannen vergreifen, ein vermalebenter, blasphemischer und falscher Lehrsatz sey.



Ich glaube, daß die schrankenlose Freyheit eine Schimäre ist.

❖ ❖ ❖

Ich glaube an den Ackerbau, als die Urquelle aller menschlichen Nahrung, und die vornehmste Stütze des Staats.

❖ ❖ ❖

Ich glaube an die Handlung und Manufakturen, als die Mittelhände des Gewerbs und der Glückseligkeit.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß die mechanischen Künste ehrwürdiger sind, als die sogenannten schönen Künste, und die Gelehrsamkeit der Dekonomie nachstehet.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß eine der edelsten Pflichten eines guten Bürgers, und einer der würdigsten Gesichtspunkte des Staats in der Sorgfalt für die Armuth bestehe: indem die Unterstützung unseres Gleichen die eigentliche Religion des Herzens ist, welche die Gottheit von uns fordert; daß aber das Mitleid gegen die Armen nicht ins besondere im Almosengeben beruhe, sondern daß die



wahre Menschenliebe sich dadurch ausdrücke, dem Leidenden Nebenmenschen mit Rath und Trost beizuspringen, das Verdienst aus der Verborgenheit hervorzu ziehen, und es zu beschützen, die Unschuld Tag zu bringen, den Unterdrückten mit eigenem Arm zu retten, die Thräne der Waise und der Wittwe durch Freundlichkeit wegzumischen, den Armen von der Bahn des Bettelns auf den Weg des Fleißes zu weisen, und ihm die Quelle der Vorsicht zu zeigen.



Ich glaube an Muth, Tapferkeit und Vaterlands-
liebe, als die ursprünglichsten Tugenden des
Menschen, und die erspriesslichsten zum Wohl des
Staats.



Ich glaube an die Vernunft und ihre Rechte.



Ich glaube an alle grosse und berühmte
Männer, welche die Freyheit der Menschen, das
Glück der Tugend, den Gehorsam gegen die
Obrig-

Obrigkeit, und die Vervollkommung der Regierung
vorgetragen haben. (*)



Ich glaube, daß die Politik allein den Men-
schen glücklich machen kann, weil sie das einzige
Mittel ist, ihn dazu zu zwingen.



Ich glaube, daß das Studium der Moral
uns die Augen über unsere Pflichten eröffnet, und
daß die Politik es verursacht, daß wir sie ausüben.



Ich glaube, daß die natürlichen Gesetze
einige Menschen im Zaum halten können, daß
aber die politischen ein ganzes Volk in Schranken
erhalten.

* Bis hieher steht dieses Glaubensbekenntniß in einem
beliebten auswärtigen periodischem Werke. Was
folgt, ist noch nie im Druck erschienen.

Ich glaube, daß es hundert Euler, hundert
 Newtons für einen Colbert giebt, gleichwie es
 tausend Colbert giebt, für Einen Montesquieu.
 Alles, was ein Mann in der Geometrie kann, dieß
 kann auch ein anderer. Die Aufgaben der Pro-
 bleme sind bestimmt; es ist, so zu reden, ein ge-
 wisser Mechanismus, man schreitet von Gewißheit
 zu Gewißheit, weil man bestimmte Punkte hat.
 Mit der Politik hat es nicht die nämliche Beschaf-
 fenheit. Die Aufgaben der Probleme sind unge-
 wiß; es ist kein Beweis, der mit Stärke über-
 zeugt, und zu andern Wahrheiten mit Tyranney
 führt; es ist kein Punkt, worauf man festen Fuß
 setzen kann; es wird Genie dazu erfordert.



Ich glaube, daß Joseph der Zweyte Hein-
 rich dem IV. an die Seite gesetzt zu werden ver-
 dient, weil beide einerley grosse Absichten ausge-
 führt haben. Sie machten sich Meister von den
 Herzen Ihrer Unterthanen, und brachten Ihr Fi-
 nanzwesen in Ordnung.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß jener Staat der reichste, der fürchterlichste und der glücklichste ist, wo alle Glieder kühn genug sind, Projekte zu machen, und wo das Oberhaupt genug Einsicht hat, um nur die guten anzunehmen.

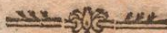
❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß die Projektmacher die Ärzte des Staats sind. Sie muthmassen, bekräftigen und lügen, wie sie. Ihre Ehre hängt von den Talenten, von dem Ungefähr und dem Vorurtheil ab. Beide profitiren von der menschlichen Thorheit; beide leben zwischen Furcht und Hoffnung. Man spottet beider, und kann sie doch nicht entbehren.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß es Minister giebt, welche bey übler Laune nützliche Projekte verwerfen. Dieses Projekt (sagen sie bisweilen) was hat es für Nutzen gebracht? Und dieser Baum, den ihr gepflanzt habt, was hat er für Früchte getragen? Ey, so wartet doch nur!

Ich



Ich glaube, daß nichts daran liegt, ob ein Manifest schlecht ist, wenn nur die Soldaten gut sind. Die Beredsamkeit der Könige besteht nicht in der zierlichen Sprache, sondern darinn, daß ihre Feinde zittern. Macht mir ein Manifest, sagte einst der Herzog von Orleans zu einem seiner Bestellten. Mein Herr, was soll ich hineinsetzen? Mein Freund, ich weiß nichts, (war die Antwort) aber macht mir ein Manifest!



Ich glaube, daß die Menschen den musikalischen Instrumenten zu vergleichen sind, welche mehr oder weniger angenehme Töne von sich geben, nachdem sie gut oder übel berührt werden.



Ich glaube, daß die Menschen böshaft sind, ob schon sie gut geböhren werden; traurige Wahrheit! Aber auch dies glaube ich, daß manche Menschen in gewissen Fällen gezwungen werden, böshaft zu seyn, ob schon sie gut sind: eine noch viel betrübtere Wahrheit, weil sie noch weit sicherer ist.

Ich

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß alles in der Welt vortreflich gehen könnte, wenn die Menschen immer an ihren Platz gestellet würden. Manche Räte würden Fleischhacker seyn, und manche Bediente Secrétaire.

❖ ❖ ❖

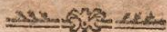
Ich glaube, daß jeder, der Feinde hat, Verdienste besitzt, und daß mancher nur deswegen gehaßt wird, weil er geschickt ist. Dies ist der Punkt, wo die Fürsten am meisten betrogen werden.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß Uppigkeit und Pracht die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts in Unordnung bringt, und hemmt, weil einer das allein verschwendet, oder verzehret, was zehn zu ihrem Unterhalt kaum nöthig hätten.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß ein Fürst seine Länder bevölkern würde, wenn er dem Bürger, dem Landmann, dem Tagelöhner, die Ehe erleichterte, wenn



er den Hofleuten, dem Adel, und der reichen Kaufmannschaft diesen Stand verehrungswürdig machte, und dadurch die Zügellosigkeit entkräftete. In vielen deutschen Fürstenthümern, auch in Böhmen erstickt die Dienstbarkeit des Grundes den Fleiß samt den Familien. Wie sollte ein Bauer, der nichts eigenthümliches hat, Lust bekommen, sein Daseyn zu verewigen? was ist die Erbschaft seiner Kinder? können sie zu etwas gelangen, wenn sie diesen Vater verlieren, dessen Arm sie ernährte? sind sie glücklich genug, in ihrem Herrn ihn wieder zu finden?



Ich glaube, daß die Ausschweifungen der Jünglinge und die blassen Farben der Mädchen verhütet werden könnten.



Ich glaube, daß die Bewohner der Erde in einem halben Jahrtausend verdoppelt werden, und daß man folglich vom Jahr 1781. an, wo man die Volksmenge der österreichischen Staaten auf zwanzig Millionen schätzte, bis zum Jahr 2281 vierzig

Millio=

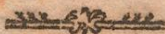
Millionen Menschen haben könne, trotz der Kriege, der Seuchen, der Hungersnoth, und des ledigen Standes, der noch fürchterlicher ist, als diese drey Geiseln.



Ich glaube, daß es nur von den Monarchen abhänge, diese Anzahl geschwinde vollzählig zu machen, wenn sie den Kriegen vorbeugten, dem Hochmuth Schranken setzten, der Hungersnoth durch Vorsicht und Festsetzung guter Polizeygesetze zuvorkämen, durch weise Anordnungen jene ansteckende Krankheit zernichteten, die den Menschen im Schoose des Vergnügens ergreift, und das Gesez unterdrückten, das dem ledigen Stand die Vollkommenheit zueignet.



Ich glaube, daß es in der österreichischen Monarchie fünfmalhunderttausend ledige Männer giebt, die es nicht seyn sollten; siehe zweymal- hundert und fünfzigtausend Ehen. Diese würden in fünf und zwanzig Jahren beynah eine Million Unterthanen hervorbringen. So viel Einwohner verliert der Staat in dieser Zeit.



Ich glaube, daß die katholischen Fürsten wohl thun würden, von dem Pabste einhellig die Widderrufung des Eölibats zu begehren. Dieses Gesetz ist zwar heilig; aber es scheint der Gesellschaft nachtheilig zu seyn. Dieses Gesetz ist noch so gar alt nicht; es könnte also von dem nämlichen Gesetzgeber aufgehoben werden, der es gemacht hat; es sollte wenigstens eingeschränkt werden.



Ich glaube, daß die Aufhebung oder Einschränkung des Eölibats das einzige Mittel sey die Gleichheit zwischen den katholischen und protestantischen Mächten fest zu setzen. Könnte es nicht, wenn der heilige Stuhl es einer einhelligen Bittre abschläge, durch ein National-Concilium abgesehaft werden?



Ich glaube sogar, daß es der Kirche vortheilhafter wäre, wenn sie Gott die Sorge überlassen würde, die Unglaubigen zu bekehren, und mehr bedacht wäre, die Zahl der Gläubigen dadurch

durch zu vergrößern, daß sie in ihrem Schooße die Anzahl der Menschen vermehrte.



Ich glaube demnach, daß Protestanten von gleicher Anzahl ein Land viel eher bevölkern werden, als die Katholiken.



Ich glaube, daß vor Zeiten die Politik mit der Theologie in beständigem Streit war. Der Souverain wurde jeden Augenblick durch den Priester gehindert. Machte er einige Schritte, um die Vorurtheile zu vernichten, so redete man ihm vom Teufel: er fürchtete sich, und kehrte zurück. Wenn ich König von Frankreich wäre, sagte einst Voltaire, als er den Erzbischoff von Paris sah, dieser Mann wäre nicht da. Und warum? Ich würde, antwortete er, seine Funktion selbst vernichten.



Ich glaube, daß es wahr sey, was einst ein Medicus behauptete, daß die Liebe eine Leidenschaft



schaft von der nämlichen Beschaffenheit ist, als Hunger und Durst.



Ich glaube, daß alles, was die menschliche Gattung vermindert, zugleich dem Wohl des Staats schädlich ist, und daß es kein genug bevölkertes Land giebt, dem es erlaubt sey, Verträge wider den Ehestand zu machen. Was werden wir mit unsern Töchtern und Söhnen machen, sagt man in katholischen Ländern, wenn wir weder Klöster noch Abteyen haben? Eure Töchter werden nähren, spinnen, stricken, und sich verheyrathen; eure Söhne werden zu den Künsten, zu den Manufakturen, und zum Ehestand angewendet werden. Aber, sagt eine Frau vom Stande, meine Kinder sind nicht zu so schlechten Handthierungen gemacht. Der Fürst, Madame, glaubt, daß sie noch weniger zum Müßiggang gemacht sind; es liegt ihm wenig daran, ob eure Kinder Ackerzmänner oder Hoffschranzen sind: aber sehr viel liegt ihm daran, daß sie nicht in der Faulheit und im ledigen Stand leben. Die Familien beklagen sich, daß sie zuviel Kinder haben,

und der Staat beklagt sich , daß er nicht genug Bürger hat. Lasset wenigstens eurer Tochter die Wahl, zwischen dem Kloster und dem Gärtner des Klosters.



Ich glaube, daß es neblichte Tage vor den Verstand giebt, wie vor die Welt, und daß der Mann mit der größten Genie wenigstens zweymal des Tags ein Narr ist.



Ich glaube, daß man fast überall den Werth der Menschen nicht genug kennt, und daß man den grossen Männern ihre Fehler zu wenig verzeiht.



Ich glaube, daß es wenig Menschen giebt, denen man wegen ihren Tugenden Dank schuldig ist; auch daß es wenige giebt, deren Laster man hassen sollte.



Ich glaube, daß man sich nur durch übertriebene Dinge empor schwingen kann: durch grosse Tugenden, durch grosse Laster, durch erhabene Talente, durch wahre Dummheit, durch außerordentlichen Hochmuth, oder durch kriechende Erniedrigung; niemals aber durch etwas mitelmäßiges.



Ich glaube, daß man die grossen Männer weniger achten würde, wenn man wüßte, wie wenig sie sich selbst schätzen, wie klein sie sich finden, und wie sie es in der That sind.



Ich glaube, daß man wenigstens ein halbes Jahrhundert zu thun hat, um ein Reich empor zu bringen; aber man braucht nur einen Schlafstag, um es umzukehren.



Ich glaube, daß es natürlicher und nützlicher wäre, wenn zwischen zwei strittigen Mächten
ein

ein Kongreß der Kriegserklärung voraus gienge.
Nach langem Erobern und Blutbergießen muß es
doch zu Unterhandlungen kommen — warum nicht
lieber zuvor?



Ich glaube, daß die Fürsten ihre Untertha-
nen nicht genug kennen. Ludwig der XIV. würde
dem Prinzen Eugen keine Kompagnie Reuterey
abgeschlagen haben, wenn er ihn gekannt hätte.



Ich glaube, daß die Unterthanen ihre Für-
sten nicht genug kennen. Die Franzosen würden
Ludwig den XII. keines Geizes beschuldigt haben,
wenn sie gewußt hätten, daß er in seinem Rath
weinte, so oft die unglücklichen Zeitläufte ihn
zwangen, die geringste Anlage seinem Volke auf-
zulegen.



Ich glaube, daß man überhaupt zuviel Ta-
lente vor die kleinen Bedienstungen begehrt, und
daß man deren zu wenig vor die grossen verlangt.



Ich glaube, daß man, um groß zu werden, sich selbst vergiftet, und übertrifft; man opfert seine heftigsten Leidenschaften der Tugend und dem gemeinen Besten auf. Ist man empor gekommen, wird man wieder ein Mensch. Man vernachlässiget seine Pflichten, man ziehet alles an sich, man eilt, sich schadlos zu halten, für die bewiesene Uneigennützigkeit.



Ich glaube, daß oft unbegreifliche Dinge ganz natürlich zugehen, wo nachfolgender Satz sich als Wahrheit bestätigt: „die Könige regieren die Völker, die Minister regieren die Könige, die Weiber regieren die Minister, die Leidenschaften beherrschen die Weiber.“ Ich bin, sagte Agathon, der erste von den Griechen: ich beherrsche Aspasia, Aspasia den Perikles, Perikles Athen, Athen Griechenland.



Ich glaube, daß es öfters gefährlich ist, ein Volk von seinen Schimären zu heilen, wenn sein Charakter übrigens gut ist.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß es Fälle giebt, wo ein Fürst verbunden ist, sich über die Geseze hinweg zu sezen, sie zu ändern, oder zu verletzen. Wenn er klug ist, wird er das Gemählde nicht zerreißen, nicht verlöschen, er wird es nur umkehren.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß ein Engländer nie den Muth verliert. Sezet ihn in die äußerste Gefahr; die Noth wird ihm zu Hilfe kommen, und seinen Verlust ersetzen. Wenn der Staat zu Grund gehen muß, wird er sagen, so ist es besser, daß er erst heute Abends als diesen Morgen untergehe.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß die Ehre der Fürsten dem Glück der Kaufleute ähnlich ist: alles beruhet auf dem Kredit.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß in vorigen Zeiten an dem Verlust eines Landes öfters nur die Unverdaulichkeit eines Ministers Schuld war.



Ich glaube, daß ein Mann, der Verdienste hat, unendlich gewinnt, wenn er einer Nation zugehört, die deren keine besitzt.



Ich glaube, daß, wenn ein Volk üble Finger hat, es eben nicht nöthig sey, ihm Arm und Beine abzuschneiden, um es zu heilen.



Ich glaube, daß es nur ein einziges Mittel giebt, wodurch die Fürsten sich Ansehen erwerben können. Ein König fragte einst einen Wechsler: wie fangt Ihr es an, um Geld zu bekommen, da Ich keines finden kann? Sire, antwortete der Wechsler: ich bezahle!



Ich glaube, daß, wenn Rom Carthago nicht zerstört hätte, so würde Carthago Rom zerstört haben. Siehe England und seine Feinde. Wenn ersteres nicht die Oberherrschaft über das Meer

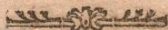
verkert, so werden alle übrigen Mächte in Ansehung des Seekommerzes seine Vasallen seyn.



Ich glaube, daß Spanien das mächtigste Reich von der Welt wäre, wenn es, anstatt die Spanier nach Amerika zu überbringen, die Schwarzen und Amerikaner nach Spanien gebracht hätte.



Ich glaube, daß ein philosophisches Volk die Geschichte seines Königs schon in den ersten Monaten seiner Regierung lesen kann. Ludwig der XIV. noch als Kind, wurde von dem Parlament angeredet. Er antwortete den Abgeordneten — nichts. Sein Hofmeister stellte ihm vor, daß dieses Stillschweigen sehr beissend für eine Versammlung sey, deren Eifer er hätte loben sollen. Es ist wahr, sagte der König mit einem betrübten Tone, aber es ist mir nichts eingefallen, was meiner würdig gewesen wäre. Wenn diese Handlung falsch ist, so kannten doch jene, die sie erdichtet haben, Ludwig den XIV. Wenn sie wahr



ist, so war es dem Hofmeister leicht, zu urtheilen, daß dieser Fürst den Ruhm lieben würde. 2c. 2c.



Ich glaube, daß die Fürsten, welche nicht Zeit haben, alles zu beobachten, jene nicht versachten sollen, welche denken, und ihnen den Fingerzeig geben, etwas Gutes zu stiften.



Ich glaube, daß die gelindesten Gesetze, die ein König seinem Volk geben kann, die strengsten Verfügungen wider die Unterdrücker sind.



Ich glaube, daß ein Staat glücklich ist, wenn ein Fürst keinen andern Favoriten hat, als sein Volk. Ein Staat ist glücklich, wenn der Favorit des Königs ein Advokat des Volkes ist, ein Freund der Tugend, und ein Beschützer des Handels. Ein Staat ist unendlich glücklich, wenn die Eigenschaften und die Aufführung des Favoriten dem Reich die Seele des Monarchen abbildet, und wenn das ganze Europa darinn eine vollkommene Seele erblickt.

❖ ❖ ❖

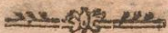
Ich glaube, daß Talente nur durch Talente
beschüzet werden.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß der Geist der Geschäfte,
und der Geist der Wissenschaften unzertrennlich
sind, wenn der Staatsmann vollkommen seyn
will. Die Alten verstunden das Geheimniß nicht,
grosse Männer nur zum Theil zu werden.

❖ ❖ ❖

Ich glaube, daß es ein übles Vgurrtheil ist,
zu denken, daß die Gelehrten zu nichts, als zum
Bücherschreiben gut sind, als wenn jene, die sich
am meisten verwendet haben, ihre Vernunft voll-
kommen zu machen, dadurch zu jenen Bedienun-
gen unfähig geworden, die die meiste Vernunft
erfordern; als wenn der Geschmack an den Künsten,
die Dicht und Redekunst, mit der Wissenschaft der
Politik sich nicht vereinbaren könnte. Es ist leicht
zu beweisen, daß die Fürsten und Ministere, die
am besten regieret haben, zugleich die aufgeklär-
testen waren. Xenophon, Hannibal, Cäsar,



Cicero, Augustus, Mecenas, Plinius, Antonin, Mark Aurel, Julian, Karl der grosse, L' Hopital, Richelien, Prior, Bolinbroke, Dageffean, Kimenes &c. haben mit ihren Namen die Liste der grossen Männer sowohl als jene der Autoren angefüllt.

Ich glaube, daß es dem Staat zum Nachtheil gereiche, wenn man dasjenige Tugend nennt, was nur Pflicht ist. Seitdem die Vaterlandsliebe ein Gegenstand des Lobes geworden, hat sie zu verlöschen angefangen.

Ich glaube, daß, wenn die Geister sich empor schwingen, es nicht möglich ist, daß das Jahrhundert abnehme.

Ich glaube, daß grosse Geschäfte Genie und Neblichkeit erfodern. Jenen, die im Corneille nur einen Poeten erblicken, ist der grosse Politiker entwischt. Man sollte sie zum Marschall von Grammont

mont schicken, welcher sagte: daß seine Werke das Brevier der Könige seyn sollten. Es wäre seltsam, daß ein Mann, der seine Helben so gut reden machte, nicht fähig gewesen seyn sollte, ein politisches Memoire auszuarbeiten.



Ich glaube, daß es hundert gute Köpfe giebt, gegen eine herzhaftte Seele.



Ich glaube, daß die Freyheit zu denken, und zu schreiben, in den österreichischen Staaten grosse Geister und glückliche Zeiten hervorbringen wird, besonders, wenn jene, die der Thorheit, und dem Laster die Larve abreißen, nicht von niedern Seelen beschimpft werden dürfen.



Ich glaube, daß es besser ist, die Gegenstände von hinten, als von vorne anzusehen.



Faint, illegible text at the top of the page, possibly a title or header.

A line of faint text, possibly a section separator or a specific heading.

A block of faint text, likely the main body of the document, consisting of several lines.

A block of faint text at the bottom of the page, possibly a signature or a closing line.

